Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 34 (1954-1955)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Diplomaten und Diplomatie

Fast hat es den Anschein, als ob mit dem Abklingen der Kriegsatmosphäre des zweiten Weltkrieges einsichtige Männer sich Gedanken über die technische Gestaltung der Beziehungen der Nationen zueinander machten. Es kann kaum ein reiner Zufall sein, daß fast gleichzeitig zwei Werke über Diplomaten und Diplomatie veröffentlicht werden: *Der diplomatische Dienst* von *Richard Sallet* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1953) und die Sammlung einer Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: *The Diplomats 1919—1939,* herausgegeben von den Professoren *Gordon A. Craig* und *Felix Gilbert* (Princeton University Press, 1953).

Das frühere Mitglied des deutschen Auswärtigen Dienstes, Gesandtschaftsrat a. D. Sallet, gibt auf Grund einer umfassenden Kenntnis der historischen Quellen, der erlassenen Vorschriften und der Memoirenliteratur eine Darstellung des Aufbaus des diplomatischen Dienstes in Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Er verfolgt diese Entwicklung von Anbeginn an, von der gelegentlichen Entsendung von Gesandten zu fremden Regierungen, bis zum geregelten diplomatischen Verkehr; er stellt die ersten Anfänge einer ständigen Behörde dar und verfolgt ihre Entwicklung zum Außenministerium mit allen Wandlungen, denen diese Institutionen durch die Jahrhunderte unterworfen gewesen sind. Er gibt einen Überblick über die personelle Seite dieser Entwicklung, über Diplomaten, Konsuln, Dolmetscher, Anwärter, sowie über ihre Rangklassen und ihre Besoldung. Schon wegen dieser umfassenden Übersicht und der Beherrschung und Gliederung des riesigen Stoffes sollte dieses Buch von allen Angehörigen der diplomatischen Dienste studiert werden.

Aber darüber hinaus hat es der Verfasser verstanden, das Buch für jeden historisch interessierten Leser zu einer anregenden, ja amüsanten Lektüre zu gestalten. Dies gelingt ihm, indem er die trockene Materie in Beziehung setzt zu den Persönlichkeiten, die sie gestaltet haben, und indem er das aufhellende Licht einer Anekdote oder eines charakteristischen Ausspruchs auf die graue Welt der Akten und Vorschriften fallen läßt. Es wirkt so menschlich versöhnlich, wenn wir wissen, daß schon die ägyptische Dynastie der Ramessiden im 13. Jh. v. Chr. einen Außenminister mit persönlichem Referenten und zehn Sachbearbeitern gehabt hat. Es regt die Phantasie an, daß die erste Erscheinungsform des deutschen Auswärtigen Dienstes im Mittelalter die Prokuratoren des Deutschen Ritterordens waren, die bei der Kurie akkreditiert in Rom residierten. Die Verfechter der Gleichberechtigung der Frau in der Diplomatie werden sich darauf berufen können, daß die erste Botschafterin schon 1646 in Frankreich ernannt wurde; es war Renée du Bec, die Witwe des Marschalls de Guébriant. Wie behäbig biedermeierisch mutet uns an, wenn der ständige Unterstaatssekretär im Foreign Office, Mr. Hammon, beim Neubau des F. O. noch 1856 erklärte, das neue Gebäude dürfe kein Telegraphenamt haben, «weil der Telegraph jedermann zur Hast verleite». Und noch zu unseren Lebzeiten war es möglich, daß 1896 in einem diplomatischen Konflikt mit den USA eine versöhnliche Note Lord Salisburys in einen falschen Kuriersack geriet und erst nach einem Monat am anderen Ende der Welt auftauchte.

Aber auch über die Eigenschaften der einzelnen Nationen läßt sich manches aus der Organisation ihres Auswärtigen Dienstes ablesen: die stolze, vierhundert-

jährige Tradition der französischen Diplomatie, deren Gliederung schon im Mittelalter geprägt wurde und deren Anwärter, einschließlich der Dolmetscher («Sprachknaben» hießen sie im österreichischen auswärtigen Dienst) schon vor 200 Jahren einer Prüfungsordnung unterworfen wurden. Die empirische Ader der Engländer aber bekundet sich in dem allmählichen und je nach Bedarf erfolgenden Ausbau ihres diplomatischen Dienstes, so daß das Foreign Office erst 1782 errichtet wurde, wenige Monate später, als die eben erst zur selbständigen Staatlichkeit gelangten Vereinigten Staaten ihr Department for Foreign Affairs gegründet hatten. Der Umfang des jetzigen State Department mit seinen vielfältigen Aufgaben ergibt sich schon aus der Zahl von 6000 Telefon-Anschlüssen, die ihm zur Verfügung stehen.

Und noch eine Bemerkung drängt sich auf: im Grunde ist es überall dasselbe! Franzosen sowohl wie Engländer werden im 18. Jahrhundert vor dem Verkehr mit ausländischen Diplomaten gewarnt, da sie doch nur Spione seien. Eine gleichmäßige Erscheinung ist die Abwertung des Botschafteramtes aus einem persönlichen Vertreter des Staatsoberhauptes beim Staatsoberhaupt des Empfangslandes zu einem Titel, der Einzelpersönlichkeiten oder den Missionschefs auch bei kleinen Ländern aus Courtoisie verliehen wird. 1952 gab es in Frankreich Botschafter in fünf verschiedenen Beamtenkategorien. Der französische Botschafter in Bogotà hat dieselbe Rangstufe wie der Konsul in Lissabon. Ähnlich in England, wo es auch fünf Klassen von Botschaftern und vier Klassen von Gesandten gibt. Noch eine weitere, allgemein festzustellende Erscheinung: so lange ein geregelter auswärtiger Dienst besteht, so lange hat es Bestrebungen der leitenden Politiker gegeben, ihn zu umgehen. Das «Büro Ribbentrop» geistert durch die Jahrhunderte, ob nun in Gestalt der Sonder-Organisation, die Ludwig XIV. als Parallel-Unternehmen zu seinem eigenen Außenministerium schuf; ob in Gestalt der Dienststelle «The Inquiry», die Präsident Wilson zur Vorbereitung der Friedensverhandlungen neben dem State Department ins Leben rief; ob Lloyd George seine Friedenslegation unter Ausschaltung des Foreign Office zusammensetzte; ob Ciano ein besonderes «Gabinetto» nach Ribbentrops Vorbild einrichtete; ob der jüngere Roosevelt mit Vorliebe Außenseiter, wie Hopkins, zu diplomatischen Missionen verwendete; oder Coulondre sich über die Sondermission Brinons bitter beschwerte, den der Quai d'Orsay im Februar 1939 nach Berlin entsandte.

Hoffentlich wird Sallet seine Absicht bald ausführen können, die 2. Auflage seines Buches um eine gleiche Ausarbeitung über den deutschen diplomatischen Dienst zu bereichern.

Während Sallet das Problem Diplomaten — Diplomatie von der fachlich-organisatorischen Seite her prüft, behandeln die Verfasser des Buchs: «The Diplomats 1919—1939» es von der personellen Seite aus. Der umfangreiche Band enthält eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder meist amerikanischer Historiker. Sie untersuchen die Entwicklung der Außenministerien während der Zwischenkriegszeit vom Gesichtspunkt der leitenden Beamten aus, die diesen Behörden ihren Stempel aufgedrückt haben. Sie schildern ferner Werk und Persönlichkeit von Botschaftern, die in diesen zwei Jahrzehnten an wichtigen Posten tätig gewesen sind. Es sind dabei nicht das gesamte Werk und die Persönlichkeit des einzelnen, die sie interessieren. Sie vergleichen vielmehr die Tätigkeit, die zwei Botschafter auf verschiedenen Posten in derselben Zeitspanne gegenüber dem gleichen politischen Problem entfaltet haben; also etwa die Haltung der beiden amerikanischen Botschafter Kennedy in London und Bullitt in Paris während der Friedensbedrohung durch Hitler 1938—1939. Oder die Einstellung der drei in den dreißiger Jahren in Berlin beglaubigten Botschafter Rumbold — Großbritannien, Dodd — Amerika, François-Poncet — Frankreich.

Gestützt auf die bisher erschienenen Aktenpublikationen, Memoiren und sonstigen Werke sind auf diese Art sorgfältig zusammengestellte Arbeiten entstanden, die — ohne neue Ausblicke zu eröffnen — besonders für diejenigen Leser von Wert sind, denen das Quellenmaterial nicht voll zur Verfügung steht. Da die Gelehrten ihr Werk aus der Studierstube heraus verfaßten, meist ohne die von ihnen geschilderten Persönlichkeiten zu kennen oder selbst im diplomatischen Dienst tätig gewesen zu sein, so hat eine gewisse didaktisch-trockene Behandlung der Materie

nicht ganz gebannt werden können. Sie kommt auch in den professoral erhobenen Zeigefingern zum Ausdruck, mit denen die «bad boys» verwarnt werden, während die Schüler, die das Ziel der Klasse erreichten, entsprechendes Lob einheimsen.

Der entscheidende Gesichtspunkt bei der Beurteilung dieses Werkes ist aber die Tatsache, daß die Außenpolitik der Zwischenkriegszeit zum ersten Male vom Standpunkt der in dieser Zeit tätigen Fachleute behandelt wird. Während sonst die Publizistik über diese Periode gern die Botschafter als Briefträger, die leitenden Beamten der Ministerien als ausführende Organe der jeweiligen Außenminister behandelt, wird hier die Bedeutung des Amtes und der Tätigkeit herausgestellt, die diese fern vom Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit tätigen Männer auszuüben gehabt haben.

Das Erscheinen der beiden Bücher von Sallet und von Craig-Gilbert könnte zu der Schlußfolgerung verleiten, als sei eine Renaissance der Berufsdiplomatie wieder im Heraufziehen begriffen. Nicht umsonst wird der Ausspruch von Nicolson zitiert, daß die «Konferenzdiplomatie vielleicht die unglücklichste diplomatische Methode sei, die jemals erdacht worden sei» (Craig-Gilbert, S. 29). Reuig kehren die Mächte wieder zur Geheimdiplomatie zurück — einschließlich der Sowjetunion. Und doch wird eine solche Schlußfolgerung durch die Ausführungen in «The Diplomats» und durch Zeugnisse anderer Diplomaten widerlegt.

Überblickt man die Entwicklung der auswärtigen Ministerien, so muß man die Verringerung ihres Kurswertes als allgemeine Erscheinung feststellen. Daß die totalitären Systeme den alten auswärtigen Dienst als einen unschädlich zu machenden Feind betrachteten, ist vom Wirken Ribbentrops und Cianos her bekannt. Die italienische Beamtenschaft des auswärtigen Dienstes blieb bis 1928, dem Jahr der Ernennung Cianos zum Außenminister, unangetastet; die deutsche bis 1938, als Ribbentrop seinen Einzug in die Wilhelmstraße hielt.

Aber auch die Außenministerien der Demokratien stehen unter dem Zeichen dieser Entwertung. «Die britische Diplomatie ist nicht mehr Herr im eigenen Haus», klagt der erfahrene frühere Unterstaatssekretär Sir Victor Wellesley in seinem Buch «Diplomatie in Fesseln» (zit. Craig-Gilbert, S. 47). Der frühere Gesandte in Wien und Botschafter in Lissabon, Sir Walford Selby, spricht in seinem Buch «Diplomatic Twilight» (London 1953, Verlag Murray) von einem «vollständigen Zusammenbruch der Organisation des Foreign Office» (S. 87), von einem «Zerfall des Foreign Office» (S. 136), der zur Folge gehabt habe, daß das Foreign Office nicht einmal seine Stellungnahme im Kabinett habe vertreten können. Er macht dafür die Eingriffe anderer Behörden — insbesondere des Leiters der Beamtenschaft, Sir Warren Fisher — und das Bestreben einzelner Premierminister, wie Lloyd George und Neville Chamberlain, verantwortlich, über das Außenministerium hinweg selbst die Außenpolitik nicht nur zu bestimmen, sondern auch auszuführen. Daß auch in dem verhältnismäßig am festesten gefügten französischen Außenministerium ähnliche Tendenzen vorliegen, ist aus den Memoiren François-Poncets und Coulondres bekannt. Das State Department in Washington vollends steht seit Achesons Zeit im Kreuzfeuer der Angriffe, hauptsächlich auf seine Ostasienpolitik, und jetzt hat MacCarthy die Offensive auf die politische Zuverlässigkeit der Beamtenschaft aufgenommen.

Die Gründe für diese Abwertung der Außenministerien sind zahlreich, aber ihre Erörterung würde den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Sie lassen sich im wesentlichen auf den gemeinsamen Nenner: verstärkter Druck der öffentlichen Meinung zurückführen.

Die Alliierten haben bisher bei ihren das deutsch-sowjetische Verhältnis betreffenden Aktenpublikationen aus den Archiven des Auswärtigen Amts ihr Augenmerk fast ausschließlich auf die Jahre 1939—1941, also Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes bis zum Angriff Hitlers auf die Sowjetunion, konzentriert. Die vorangegangenen zwei Jahrzehnte deutsch-sowjetischer Beziehungen sind von ihnen außer acht gelassen worden. Um so erwünschter ist das Erscheinen eines Buches, das *Gustav Hilger,* der bekannte 2. Botschaftsrat an der deutschen Botschaft in Moskau, unter Mitwirkung von *Alfred G. Meyer,* geschrieben hat: *The incompatible Allies. German-Soviet Relations 1918—1941* (Verlag Macmillan, New York

1953). In Moskau aufgewachsen, von 1918—1941 in amtlicher Stellung an der Botschaft tätig, persönlicher Teilnehmer an den Verhandlungen Ribbentrop-Stalin, Hitler-Molotow, sowie an zahlreichen Besprechungen des Botschafters Schulenburg mit Stalin und Molotow, besitzt Hilger in einzigartiger Weise alle Voraussetzungen, um eine fundierte Darstellung der deutsch-sowjetischen Beziehungen zu geben. Der Titel schon: «Die unverträglichen Verbündeten» gibt das Leitmotiv des Buches an: wie viel große und kleine Zwischenfälle, wie viel Mißtrauen und Bürokratismus deutscherseits in Moskau zu überwinden waren, um die deutsch-sowjetischen Beziehungen einigermaßen in Gang zu halten. Die ganze Plumpheit der Mär von dem geheimen aggressiven deutsch-sowjetischen Bündnis auf Grund des Rapallo- und des Berliner Vertrags wird offenbar, wenn man Hilgers Schilderungen liest.

Aber auch zur Vorgeschichte des Hitler-Stalin-Paktes und über die heftigen Temperaturschwankungen unterworfene «Freundschaft» der Jahre 1939—1941 weiß Hilger zahlreiche interessante, bisher unbekannte Einzelheiten zu berichten. Durch scharf gezeichnete Charakterbilder der sowjetischen Staatsmänner sowie der deutschen Hauptakteure und durch zahlreiche persönliche Episoden erhält dieses für den politisch interessierten Menschen unentbehrliche Buch Farbe und Spannung.

Zum Schluß sei noch das letzte Buch des englischen Diplomaten *Sir Robert Bruce Lockhart* erwähnt, das in deutscher Übersetzung unter dem Titel: *Mich rief Europa* (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1953) erschienen ist.

Bruce Lockhart ist wohl der größte Slawophile unter den britischen Diplomaten. Von 1912—1918 im Konsulardienst in Petersburg und Moskau tätig, veröffentlichte er etwa 1919 ein Aufsehen erregendes und interessantes Buch («The memoirs of a British agent») über seine Erlebnisse während der bolschewistischen Revolution. Er hat Rußland seitdem nicht wiedergesehen. Nach Prag versetzt, schloß er enge Freundschaft mit Benesch und Jan Masaryk. Sie vertiefte sich während des Krieges, als die beiden tschechischen Politiker im Exil in London lebten und Bruce Lockhart im englischen Propagandaministerium die mittelosteuropäische Abteilung leitete. Über seine Tätigkeit in diesen Jahren hat er sein interessantestes und rückhaltlosestes Buch geschrieben («Comes the reckoning», Putnam, London 1947). Noch 1947 besuchte Sir Robert seine beiden Freunde in Prag. Seine politische Einstellung faßt er in seinem Kriegsbuch in dem Satz zusammen: «In der Tat war es seit Kriegsbeginn klar, daß im Fall unseres Sieges das polnisch-tschechisch-russische Dreieck der Eckstein sein würde, auf dem die Struktur des künftigen Friedens ruhen oder an dem sie zu Bruch gehen würde» (S. 142).

Diese Feststellungen stecken gleichzeitig die Grenzen des Buches ab. Der politische Wunschtraum Bruce Lockharts ging nicht in Erfüllung. Der russische Teil seines Buches ist nur ein verdünnter Aufguß seines Erstlingswerkes. Über die staatsmännische Bedeutung von Benesch und Masaryk hat die Geschichte ihr Urteil gesprochen. Aber auch der Nachruf eines Freundes darf, wenn er das Charakterbild Beneschs zeichnet, die Tatsache nicht verschweigen, daß er für die Vertreibung der drei Millionen Sudetendeutschen verantwortlich ist. (Er regte zwar nur die Vertreibung der in den Grenzbezirken wohnenden 800 000 Deutschen an, gab dadurch aber das Signal für die Kommunisten, die restlose Austreibung zu fordern und durchzuführen.)

Der dritte Teil des Buches bringt flott erzählte Reise-Eindrücke aus Skandinavien, Deutschland und Frankreich. Aber auch wenn man dem Verfasser die mildernden Umstände eines Reisebuchs gewährt, darf man die Oberflächlichkeit und Schiefheit der Urteile nicht so weit treiben, wie er es tut. «Ein rüstungsfreies Deutschland würde bald England und die Vereinigten Staaten unterbieten ... Tatsächlich hatte das Unterbieten schon begonnen» (S. 242). «Der Gegensatz zwischen hohen Gewinnen und niedrigen Löhnen war offensichtlich und schien mir gefährlich» (S. 242). «Wieder einmal hatte der offene Bruch zwischen den Verbündeten, die Deutschland besiegt hatten, den Deutschen die goldene Gelegenheit gegeben, den Westen gegen den Osten auszuspielen» (S. 244—245).

Es ist auch nicht besonders geschmackvoll, zu schreiben: «Kein anderer Fluß hat so tief zivilisierenden Einfluß auf Europa gehabt, wie die Rhône. Ihr Lauf

hat Ebbe und Flut barbarischer Invasionen aus dem Norden erlebt. Tausende von Teutonen sind in ihren Wassern ertrunken» (S. 313—314).

Wenn das Buch schon der deutschen Lesergemeinde vorgelegt wurde, hätte es sich empfohlen, ihm statt des anspruchsvollen Titels «Mich rief Europa» den anspruchsloseren und zutreffenderen zu geben: «Nachlese.»

Herbert v. Dirksen

Geschichte unserer Zeit

In seiner *Geschichte unserer Zeit — 1870 bis 1950* führt uns *Emil Franzel,* wie er einleitend bemerkt, auf verschiedene Aussichtspunkte, von denen aus man die geschichtliche Landschaft nach allen Richtungen zu überschauen vermag. Wenn seine Leser darüber nachzudenken beginnen, ob das Zeitalter der Nationalstaaten zu Ende ist, ob Kultur, Recht und Freiheit sich mit Vermassung vereinbaren lassen, will er es zufrieden sein [1]).

Die Wirkung seines ungewöhnlichen Werks reicht indes weit über diese allzubescheidenen Erwartungen hinaus. Man könnte getrost sagen, er habe uns *die* Enzyklopädie der Gegenwart und der Entwicklung während der letzten 80 Jahre geschenkt.

Zunächst, vom Stoff aus gesehen, zieht der historische Werdegang der Jahre von 1870 bis 1950 an uns vorüber, quintessenziert, jedoch alles umschließend, was irgendwie wesentlichen Charakter besitzt, und greifbar plastisch. Ganz einerlei, ob es sich um Politik, Wirtschaft, Philosophie, Religion, Soziologie, um Schrifttum, bildende Künste oder Musik handelt — Franzel meistert auch die heterogensten Disziplinen und erschließt dem Leser tiefe Einblicke in Urgründe und Zusammenhänge des Geschehens. Mit wenigen Worten umreißt und erschöpft er Vorgänge, den Fluß der Dinge, Wesen und Gewicht von Persönlichkeiten. Geradezu spielerisch, als handle es sich um Selbstverständliches, vermag er, trotz hohen Niveaus seiner Darstellung, auch bescheideneren Intellekten leichtfaßbar zu machen, was er gestaltet, ein Aristokrat des Geistes.

Richten wir unsern Blick auf den weltanschaulichen Standort Franzels, so beweist sein Werk noch stärkere Durchschlagskraft. In streng historischer Formung offenbart es, wie sehr der menschliche Geist in der Gegenwart durch die überwiegenden Geschäftsinteressen geknechtet wird, wie jämmerlich unser Gemütsleben verkümmert, weil unter dem Fluch unsrer Tage, einer selbstmörderischen Technik und der Tyrannis der Zahl, allgemach der Mensch zum Herdentier zu entarten droht. Wenn sich die Mächte der Politik, sagt er, weiterhin dem Diktat der Masse beugen, wenn der Einzelne nicht endlich wieder zu sich zurückfindet, sondern, anstatt sich geistig zu entfalten und gemütsmäßig zu vertiefen, die eigentlichen Daseins-Inhalte vollends preisgibt, so verkommt er in der Tat, bar jeder echten Kultur, aber im Scheinwerferlicht vermeintlichen Fortschritts, zum «elektrisch beleuchteten Barbaren», wie der Satiriker Karl Kraus, der unerbittliche Zeitkritiker, höhnte. Der seelenlose Roboter wird dann der Menschheit einziges Idol und ihr Verderben zugleich, da heute schon Gelehrte wie Norbert Wiener die Frage aufwerfen, ob die Denkmaschine den Menschen nicht etwa völlig ausschalten werde.

Von Franzels «Geschichte unsrer Zeit» könnte eine durchgreifende Wandlung ausgehen. Denn sie bildet nicht nur ein Bollwerk gegen die Verflachung und Veräußerlichung des Denkens, gegen die Verelendung des Gemüts. Sie weist Wege, auf denen wir unser besseres Ich wiederfinden, so daß wir mit den uns anvertrauten Pfunden zu wuchern vermöchten. Wahre Humanität, die man trotz einiger Propaganda für den Humanismus während der letzten Jahrzehnte elendiglich darben ließ, sie könnte aus solchen Büchern wiedererstehen.

Während das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts noch dadurch gekennzeichnet ist, daß die europäischen Großmächte das Weltgeschehen bestimmen, wird diese führende Rolle im neuen Jahrhundert bald erschüttert, bis sie mit dem Eintritt

---

[1]) Emil Franzel: Geschichte unserer Zeit — 1870 bis 1950. R. Oldenbourg, München.

Amerikas in den ersten Weltkrieg ihr Ende erreicht und einem globalen Zeitalter Platz macht. Der gesamte Erdball wird nunmehr zum Schauplatz der weltgeschichtlichen Ereignisse. Erdballstaaten, die verschiedensten Völker, Rassen, Kulturen in sich vereinigend, treten an Stelle der Nationalstaaten.

Im Großen vollzieht sich also, was Konstantin Frantz, jener weitblickende Gegner von Bismarcks Reichsgründung und nationalistischem Machtprinzip, s. Zt. als deutsche Aufgabe bezeichnet hatte: durch den Aufbau eines föderalistischen Systems in der Mitte Europas den Kern einer gesamteuropäischen Föderation zu bilden, die allein unserm Kontinent gleichen Rang neben den USA, Rußland und England verbürgte.

Am Ende der bisherigen Entwicklung stehen sich jetzt zwei Mächtegruppen gegenüber, die eine in den USA kulminierend, und eine andere, von Rußland beherrschte, asiatisch-bolschewistische.

Zwischen diesen beiden Mühlsteinen wird Europa zermalmt werden, wenn es sich nicht unter der Schutzherrschaft der Vereinigten Staaten von Amerika zusammenschließt.

Das Buch von Franzel mündet also in die Kardinalfrage unserer Gegenwart, die über Fortbestand oder Untergang entscheidet.

Im Geiste des christlichen Humanismus werden die Grenzen sichtbar, die dem sich unlängst noch als Herrn der Schöpfung gebärdenden Menschen allenthalben gesteckt sind, und mit ihnen die unausweichliche Bindung an das Ewig-Göttliche.

Richard Sexau

Die Gebrüder van Eyck

Der hier besprochene Band von *Ludwig Baldaß* gehört zu den heute fälligen, bis auf weiteres abschließenden Editionen des Gesamtwerkes eines Künstlers, in denen die unübersehbar werdende Literatur zusammengefaßt und kritisch gewürdigt wird [1]). Die einzelnen Werke sind von verschiedenen Kennern nach allen Seiten erwogen worden, unsignierte Arbeiten wurden bald diesem, bald jenem Meister versuchsweise zugeschrieben, als eigenhändig oder als Schulwerke oder spätere Kopie betrachtet, und aus dieser Arbeit von Generationen hat sich schließlich das Bild ergeben, wie es sich hier präsentiert, im ganzen überzeugend und deutlich, wobei am Rand immer kleine Unschärfen bestehen bleiben, Werke, deren Zugehörigkeit oder Eigenhändigkeit ebensowenig zu beweisen, wie zu widerlegen ist.

Vorbildlich ist die Ausstattung und die Disposition dieser Phaidon-Bände: Zuerst ein wissenschaftlich fundierter, doch allgemein lesbarer Text, dann die großformatigen Tafeln mit vielen Detailaufnahmen des Werkes, der wissenschaftliche Oeuvre-Katalog mit allen Literaturverweisen, und schließlich nochmals Tafeln mit dem zum Verständnis nötigen Vergleichsmaterial, in kleinerem Format wiedergegeben.

Die Gebrüder Van Eyck sind immer als «Rätsel» empfunden worden: Beginn und nie übertroffener Höhepunkt der Altniederländischen Malerei zugleich schienen sie aus dem Nichts aufzutauchen. Geduldige Forscherarbeit hat in der Folge gezeigt, wie doch die einzelnen Voraussetzungen ihrer Kunst in der francoflämischen Buch- und Tafelmalerei seit Jahrzehnten herangereift waren — daß das Fazit aus diesen Möglichkeiten in so souveräner Weise auf allerhöchstem Niveau gezogen wurde, bleibt freilich ein Wunder wie jede geniale Leistung.

Verglichen mit den reinen Symbolgestalten des romanischen Stils, hatten schon die Figuren der Gotik eine Annäherung an die irdische Wirklichkeit bedeutet, in dem Sinn, daß die Figuren, so eindeutig sie auch in der jenseitigen Welt beheimatet blieben, mit Zügen der Realität beschwert und bereichert worden waren. Um 1400, also in der Generation vor den Gebrüdern van Eyck, die kurz vor 1400 geboren sein mögen, blüht der «weiche» oder «internationale» Stil, erwachsen aus einer Durchdringung französisch-gotischer und italienischer Elemente

---

[1]) Ludwig Baldaß: van Eyck, Text, 185 Tafeln, Oeuvre-Katalog und 83 Textabbildungen. Phaidon Verlag, Köln 1952.

aus der Nachfolge Giottos und der Sienesen. Es ist ein zugleich religiös-idealistischer und höfisch-eleganter Stil, der nicht mehr viel von der schweren Substanz der Kathedralenplastik und von Giotto hat. Die «Stundenbücher» für bibliophile Große Herren zeigen religiöse Bilder und profane Kalenderbilder mit überirdisch zarten, süß- und hellfarbigen Figürchen, nicht selten von geradezu affektierter Eleganz. Das neue Interesse an der irdischen Wirklichkeit kommt vor allem an den minutiösen Zutaten zum Wert, besonders auch im Ornament der Randleisten. Später, in der Kunst der Renaissance, löst der bürgerliche Ton den höfischen ab. Die Kunst der Van Eyck steht eigenartig in der Mitte; realistisch wie keine andere vor ihr und zu ihrer Zeit, bewahrt sie doch den eindeutig religiösen Wurzelgrund und den aristokratisch-vornehmen, essentiell «burgundischen» Ton, doch ohne die burgundische Hybris. Das volkstümliche Element fehlt ganz, das in der deutschen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielt. Konrad Witz wirkt neben den Van Eyck spießig-provinziell, unbeschadet seiner Meisterschaft in bestimmten malerischen Spezialproblemen (es ist gerade seine unfreiwillig komische Schrulligkeit, die einen guten Teil seiner heutigen Popularität ausmacht).

Bei den Van Eyck, und besonders dem allein deutlicher faßbaren Jan ist alles «Großer Stil», indem die zerstückelt bereitliegenden neuen Möglichkeiten groß zusammengefaßt werden. Die Meister des «weichen Stils» erzählten ihre Geschichten kindlich — unkonzentriert als bunte Bilderbogen —, Jan van Eyck macht daraus ruhige, festgebaute Kompositionen ohne überflüssiges Beiwerk. Aus den etwas schütteren, substanzlos-süßen und allgemeinen Figuren werden ernste, gewichtige Persönlichkeiten — Klaus Sluter war ihm hierin mit seinen Skulpturen für die Karthause von Champmol bei Dijon vorangegangen. Um den Einbau der Figuren in die Landschaft und in den architektonischen Raum hatte man sich seit hundert Jahren — seit Giotto — bemüht. Die italienischen Trecentisten hatten dafür eine eigenartige Formel gefunden, gemalte Architekturmodelle, die man gleichsam in der Hand drehen und von außen und innen zugleich betrachten kann. Jan van Eyck ist der erste, der nördlich der Alpen gleichzeitig mit den Italienern perspektivisch (fast-)richtige Räume darstellt, wodurch der Betrachter in die Komposition fest eingebaut wird, indem der Raum auf einen ganz bestimmten Betrachtungspunkt hin konstruiert ist. Um die Tiefe eines landschaftlichen Raumes darzustellen, war es üblich, die waagrechte Ebene gegen den unteren Bildrand abfallen zu lassen, so daß alles wie von oben gesehen erschien — Jan von Eyck ist der erste, dem es gelingt, die Ferne mit normalem Horizont glaubhaft darzustellen. Diese Neuerungen erlauben es dem Verfasser, die Anteile der beiden Brüder am Genter Altar zu unterscheiden, wobei der während der Arbeit verstorbene Hubert eine gerecht abwägende Würdigung erfährt, durch die jene noble Inschrift Gewicht bekommt, mit der Jan seinen Bruder als ersten der Maler feiert.

Schon die italienischen Zeitgenossen und späteren Beurteiler van Eycks haben gesehen, daß mit ihm eine ganz neue Art von Farbigkeit auftritt, die es vorher nie und nirgends gegeben hatte. An die Stelle einer trocken-bunten Kolorierung, die mit den Körpern nicht eigentlich verhaftet ist, tritt eine gleichsam feuchte, dunkelsatte Farbigkeit, die die Bildsubstanz selbst ausmacht, und nicht nur als bereichernde Zutat einer «zeichnerischen» Komposition wirkt. Die neue Technik der Ölmalerei, die die Brüder van Eyck «erfunden» haben sollen, ist nur die Begleiterscheinung, nicht die Ursache dieser Entwicklung. Erst jetzt wird es möglich, auf die Probleme der Lichtführung einzugehen und auf die stoffliche Charakterisierung der dargestellten Textilien, Metallgegenstände usw. — eine intensive Vergegenwärtigung und Bewußtmachung der Wirklichkeit, wie sie vorher weder möglich noch angestrebt war. Die Tafelmalerei wird dadurch zur führenden Kunst gegenüber der Buchmalerei und Wandmalerei, sie tritt ihre Führerrolle als Ausdruck der jeweiligen Zeit an, die sie bis ins 19. Jahrhundert spielen durfte.

Nie ist bei van Eyck die realistische Wiedergabe der Wirklichkeit Selbstzweck. «Durch Wiedergabe der Schöpfung soll der Schöpfer selbst gepriesen werden», sagt Baldaß. Das ist der Schlüssel zum Verständnis der altniederländischen Malerei auf der einen Seite — und der modernen «ungegenständlichen Malerei» auf der anderen. Das Einzelobjekt, und selbst das einmalige Individuum hat nur Sinn und Würde innerhalb eines Wertsystems. Im fünfzehnten Jahrhundert war

es das christliche, später der nicht minder religiös getönte Glaube an eine in sich geordnete Natur. Dann wurden beide Ordnungen in Frage gezogen, und damit verschwinden zugleich das Bild des Menschen und das seiner Umwelt aus der Kunst.

Von Anfang an hat die Kunst des Jan van Eyck bei den Zeitgenossen in ganz Europa die größte Bewunderung gefunden — damit die alberne Behauptung widerlegend, die große Kunst sei zur Zeit ihrer Entstehung immer unverstanden geblieben und bekämpft worden.

Aus der Darstellung der künstlerischen Voraussetzungen und der Auswirkungen der Kunst der van Eyck ergibt sich von selbst ein umfassendes Gesamtbild der nordfranzösisch-südniederländischen Kunst im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts. Daß neben den Gesamtaspekten auch die zahlreichen Einzelfragen ihre erschöpfende Erörterung finden, die sich etwa um den Genter Altar, das Vermählungsbild des Arnolfini, das Turiner Stundenbuch gruppieren, versteht sich von selbst.

Peter Meyer

Lexikon der Frau

Das *Lexikon der Frau,* dessen erster Band im Herbst 1953 im Encyclios-Verlag, Zürich, erschienen ist, verdankt die Idee seiner Entstehung zweifelsohne dem Wunsche, der veränderten Stellung der Frau in der heutigen Zeit Rechnung zu tragen. Der konsequent und umfassend durchgeführte Leitgedanke dieses neuen Nachschlagewerks ist eine Dokumentation über die Rolle und Mitwirkung der Frau aller Länder und aller Epochen, von der mythischen bis zur Gegenwart. Durch diese Universalisierung des Themas unterscheidet sich dieses Lexikon grundlegend von den bisher üblichen Hand- und Hausbüchern für Frauen.

Der fortlaufend alphabetisch geordnete Stoff gliedert sich in Sachartikel, wozu auch die einzelnen größeren Länderartikel zu zählen wären, und in Kurzbiographien. Die Sachartikel behandeln die verschiedensten Lebens- und Wissensgebiete in ihrem spezifischen Bezug auf das Leben und Wirken der Frau. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich Stoffgebiete und Themen für die Bearbeitung in einer solchen Sonderperspektive sehr verschieden eignen. In den Fragen der Medizin, der Rechts- und Sozialwissenschaft, der Erziehung, läßt sich die Trennung der Geschlechter relativ sinnvoll und erfolgreich durchführen. Hier gibt uns denn auch das neue Lexikon stofflich das Beste. Schwieriger und im Ergebnis fragwürdiger ist diese Abspaltung im allgemein geschichtlichen und kulturellen Bereich. Da ließen sich vielleicht, unter Wahrung der Hauptthematik, abgerundetere Lösungen finden.

Neben den Sachartikeln enthält das Lexikon der Frau um die zehntausend weibliche Kurzbiographien. Hier dürfte die Auswahl, besonders für die jüngste Zeit, etwas zu weitherzig sein. Doch ergibt dieser Teil, zu dem auch die Beiträge über die großen Frauenfiguren der Weltliteratur und Kunst gehören, ein nützliches und aufschlußreiches Nachschlagewerk. Nicht missen möchte man die über siebenhundert, den Text ergänzenden Porträtbilder, die allein schon eine reizvolle Sammlung von Frauentypen und Moden bieten. Auch dieser biographische Teil beschränkt sich auf die Frauen. Der Verbannung entgehen nur einige ganz wenige Männer, deren Berühmtheit ausschließlich oder überwiegend auf ihrer persönlichen oder wissenschaftlichen Beziehung zu der Frauenwelt beruht. So finden wir z. B. Don Juan, während Faust offenbar trotz Gretchen und Helena zu viele rein männliche Interessen hatte!

Hervorgehoben sei noch, daß fast allen Artikeln Literaturhinweise beigegeben sind.

Das Lexikon der Frau zeugt von einer verantwortungsbewußten und gründlichen Arbeit, bei der Fachleute aus aller Welt, selbstredend wieder, wo immer möglich, Frauen, mitgewirkt haben. Bedenkt man, daß das Werk in mancher Hinsicht Pionierarbeit darstellt, so verdient die Leistung als Ganzes volle Anerkennung. Mit dem auf den Frühling dieses Jahres versprochenen Erscheinen des zweiten Bandes wird das Lexikon der Frau eine bisherige Lücke in der lexikographischen Publikation in reichhaltiger und nützlicher Weise ausfüllen.

***

Wirtschaft ohne Wunder

Schon 1951 hatte sich die Abteilung für volkswirtschaftliche Studien des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung an der Universität Zürich ein großes Verdienst erworben, als es unter dem Titel «Vollbeschäftigung, Inflation und Planwirtschaft» eine Reihe von ausgezeichneten Vorträgen in einem Sammelband auf den Büchermarkt brachte. Das Grundanliegen, das aus jeder Seite des in der Folge viel diskutierten Buches sprach, war, gegen ein wirtschaftspolitisches Programm kategorisch Stellung zu nehmen, das auf eine «Vollbeschäftigung um jeden Preis» und auf eine wirtschaftliche Bevormundung des Einzelnen durch den Staat hinauslief. Die Schrift fand weit über unsere Grenzen hinaus Beachtung und wurde nicht selten als eine der wichtigsten Erscheinungen des wirtschaftlichen Schrifttums unserer Zeit bezeichnet [1]).

Es kann deshalb nur begrüßt werden, wenn jetzt ein zweiter Sammelband von Aufsätzen vorgelegt wird, die sich thematisch an die früheren anschließen und in positiver Schau die Leistungen der sozialen Marktwirtschaft und ihre eindeutige Überlegenheit gegenüber jedmöglicher planwirtschaftlichen Variante kundtun. Gerade während der letzten Jahre hat die Welt einen wirtschaftspolitischen Anschauungsunterricht genossen, der einzigartig ist. War es schon immer ein schwer empfundener Nachteil für die Wirtschaftswissenschaft, nicht wie die Physik oder Chemie die Richtigkeit oder Haltlosigkeit von Hypothesen durch Experimente handgreiflich nachweisen zu können, so brachte doch die Entwicklung einzelner Volkswirtschaften in den vergangenen Jahren eine gewisse Entschädigung. Neben Belgien und Italien war es vor allem die Bundesrepublik Deutschland, die durch ihre Politik der sozialen Marktwirtschaft in knapp fünf Jahren einen ökonomischen Wiederaufstieg herbeiführte, der in der Geschichte seinesgleichen sucht. Dennoch wäre es falsch, von einem «deutschen Wirtschaftswunder» zu sprechen, wie es vielerorts der Fall ist; es sind nämlich keine Wunder geschehen! Die ganze Entwicklung ist allein das Ergebnis des in die Tat umgesetzten liberalen Ideenguts, das Ergebnis der grundsätzlich freien Marktwirtschaft und der Abkehr vom sozial so unheilvollen Dogma der planwirtschaftlichen Lenkung des Wirtschaftsprozesses. Aus diesem Grunde trägt das Buch den treffenden Titel: «Wirtschaft ohne Wunder», in dem Politiker und Nationalökonomen von Weltruf zu Worte kommen. Die Herausgabe besorgte wieder Dr. *A. Hunold* und der Verlag *Eugen Rentsch,* Erlenbach-Zch.

Um sich ein annäherndes Bild über die Vielfalt und Aktualität, die sozial- und wirtschaftspolitische Tragweite des Gebotenen machen zu können, sei kurz auf den Inhalt verwiesen: Der erste Teil des Sammelbandes bringt Beiträge, die sich mehr in grundsätzlicher Weise mit dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der Marktwirtschaft befassen. Hier finden wir eine ganz ausgezeichnete Betrachtung zum Problem der Geldehrlichkeit, der Achtung vor Verträgen und dem Goldwährungssystem, der Bedeutung des privaten Sparens und Investierens usw. Bestätigt es sich nicht Tag für Tag, wenn *Einaudi* zum Schluß schreibt: «Im Konkurrenzkampf der verschiedenen Länder der Erde scheinen jene im Vorteil zu sein, in denen noch eine größere, wenn nicht vollendete Achtung vor den traditionellen Regeln des Wirtschaftslebens hochgehalten wird?» Sehr interessant sind im weiteren die Ausführungen von Prof. *F. A. Hayek* (Chicago) über «Entstehung und Verfall des Rechtsstaatsideales», in deren Mittelpunkt der Gedanke der «Rule of Law» von den Griechen bis in die Gegenwart steht. Nicht minder meisterhaft ist die Gegenüberstellung der «klassischen» Ökonomie und der «neuen» oder keynesianischen, die aus der bekannten Feder von Prof. *W. Röpke* (Genf) stammt. Abgeschlossen wird der erste Teil des Buches mit einem Beitrag des namhaften Soziologen Prof. *A. Rüstow* (Heidelberg) über die «Soziale Marktwirtschaft als Gegenprogramm gegen Kommunismus und Bolschewismus», der sich insbesondere mit der Vitalsituation des arbeitenden Menschen befaßt und nicht nur mit der rein ökonomischen, wie es bei der Sozialpolitik hergebrachten Stils der Fall ist. Der zweite Teil bringt Aufsätze über die Realisierung marktwirtschaftlicher Grundsätze in der Praxis. Behandelt werden die Erfolge der belgischen Marktwirtschaft

---

[1]) Vgl. Besprechung Aprilheft 1952, S. 71/72.

in den Jahren 1945 bis 1952 von Prof. *F. Baudhuin* (Löwen), wesentliche Punkte der Wirtschaftssteuerung durch den Wettbewerb in den Vereinigten Staaten von *H. D. Gideonse* (New York), die Uneinheitlichkeit der Ordnungsprinzipien der österreichischen Wirtschaftspolitik und die Suche nach einem «dritten Weg» von *F. Nemschak* (Wien), und die Geschichte der deutschen Währungsreform von *J. Rueff* (Paris). Der wichtigste Beitrag in dieser Richtung ist jedoch zweifellos derjenige von Bundeswirtschaftsminister Prof. *Erhard,* der über «die deutsche Wirtschaftspolitik im Blickfeld europäischer Politik» handelt. Was hier mit souveräner Beherrschung der Materie und von verantwortungsbewußter Warte aus über die Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik, die Zielsetzungen und Maßnahmen im Hinblick auf ein föderativ-strukturiertes Europa und über die sozialen und volkswirtschaftlichen Aspekte des Verteidigungsbeitrages gesagt wird, muß selbst den verstocktesten Gegner einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung wachrütteln. Der dritte und letzte Teil des Sammelbandes bringt schließlich Aufsätze von *P. Baffi* (Rom), Prof. *F. W. Meyer* (Bonn), *R. Mueller, V. Muthesius,* Prof. *E. Welter* (alle Frankfurt am Main) und Dr. *C. Mötteli* (Zürich) über eine Reihe aktueller und interessanter Einzelprobleme. Besondere Beachtung verdient vor allem der Beitrag über «Gewerkschaften und Wirtschaftsordnung» von Mötteli. Überzeugend wird der Nachweis geführt, daß die Gewerkschaften in einer Planwirtschaft ihrer eigentlichen und sozial wichtigen Funktion verlustig gehen müssen. Auch hier kann es nur die freie Marktwirtschaft sein, die jenen Spielraum gewährt, der Voraussetzung ist für jede positive und fortschrittliche Sozialpolitik.

Karl H. Völk

MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Andres Briner, Zürich 1, Winkelwiese 5.

Hans Carossa, Post Schalding/Passau, Rittsteig.

Richard J. Davis, Washington 4, D. C., 1227, National Press Building.

Dr. Herbert v. Dirksen, Botschafter a. D., Bergen (Oberbayern), Aicherhof.

Dr. Erich Eyck, London N. W. 3, 12, Lindfield Gardens.

Walter Hagenbuch, M. A., Queen's College, Cambridge (England).

Prof. Dr. Peter Meyer, Zürich 7/32, Freiestraße 20.

Max Rapold, Zürich 2, Lavaterstraße 49.

Dr. Richard Sexau, Ascholding über München 2, Land.

Prof. Dr. Eduard Spranger, Tübingen, Rümelinstraße 12.

Dr. Arthur Steinmann, Zollikon, Zollikerstraße 44.

Dr. Karl H. Völk, Bern, Schenkstraße 23.